

BERND STRAUB & MAIKE TIETJENS

Wissenschaft: Wettbewerb der Ideen – Wettbewerb der Zeitschriften. Ein Plädoyer für das Publizieren in wissenschaftlichen Zeitschriften

Wissenschaftliche Zeitschriften stellen heute das wichtigste Medium für die Publikation von Beiträgen dar, zumindest in den empirischen Wissenschaften. Neueste empirische Daten werden in aller Regel erstmals in wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert. Dabei haben zum einen die Zeitschriften selbst das Interesse das hochwertigste und neueste Material zu veröffentlichen, um den Lesern ein qualitativ hervorragendes Produkt anzubieten und zum Erkenntnisfortschritt der Wissenschaften beizutragen. Von Ausnahmen abgesehen veröffentlichen wissenschaftliche Zeitschriften nur Originalbeiträge, also Beiträge, die vorher noch nicht publiziert wurden. Dies bezieht sich auch auf das präsentierte Datenmaterial. Zum anderen haben die Autoren das Interesse, ihre Ideen und Daten in angesehenen Zeitschriften zu publizieren. Hier haben sie die größten Chancen, dass ihre Arbeiten von der Fachöffentlichkeit wahrgenommen und verbreitet werden. Gleichzeitig trägt die Publikation in einer angesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift zur Förderung des Ansehens der Autorin bzw. des Autors bei.

Diese herausragende Position vor allen anderen Publikationsformen haben die wissenschaftlichen Zeitschriften in den empirischen Wissenschaften schon seit vielen Jahrzehnten inne. Und die entsprechenden Fachvertreterinnen und Fachvertreter schreiben ihr diese herausragende Rolle auch zu, wie z.B. Montada, Krampen und Burkhard (1999) in einer Befragung von Professorinnen und Professoren der Psychologie ermitteln konnten.

Zeitschriften im Vergleich zu anderen Medien

Tietjens und Strauß (2001) haben bundesdeutsche Professorinnen und Professoren der Sportwissenschaft u.a. danach gefragt, wie verschiedene Publikationsorgane (wie wissenschaftliche Zeitschriften, Monografien, Lehrbücher, Enzyklopädien, Sammelwerke, Kongress-/Tagungsbände etc.) zu beurteilen sind. Das Publikationsorgan „wissenschaftliche Zeitschrift“ wurde vor der Monografie und dem Lehrbuch von den natur- und sozialwissenschaftlich orientierten Fachvertreterinnen und -vertretern am positivsten beurteilt.

Die geisteswissenschaftlich-orientierten Vertreter der Sportwissenschaft beurteilten zwar das Publikationsorgan „wissenschaftliche Zeitschrift“ positiv, wiesen ihr aber den zweiten Platz nach der Monographie zu. Für die Geisteswissenschaften stellt „das Buch“ die zentrale Publikationsform dar und ist unmittelbar wichtig für den Erkenntnisfortschritt in den Geisteswissenschaften.

Science: A competition of ideas – a competition of scientific journals

This paper discusses the importance of scientific journals. In order to initiate a quality improvement of research in the field of sport science it is necessary to establish scientific peer reviewed journals. Research is the competition of ideas, consequently there must be a variety of scientific journals in which authors can publish their data and vice versa journals which compete against each other in publishing the best articles.

Dies wurde in jüngster Zeit u.a. auch in den kontroversen Debatten um die Einführung der kumulativen Habilitation (eben durch die Ansammlung von Beiträgen in wissenschaftlichen Zeitschriften) deutlich (vgl. u.a. die Stellungnahmen des Philosophischen Fakultätentages in diesem Kontext).

So muss die Diskussion über sportwissenschaftliche Zeitschriften in Deutschland auch auf dem Hintergrund der unterschiedlichen natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Traditionen verstanden werden. Für die empirischen sportwissenschaftlichen Teildisziplinen ist es essentiell notwendig, ein nationales wie auch internationales Angebot qualitativ hochwertiger sportwissenschaftlicher Zeitschriften zur Verfügung zu haben. In Anbetracht des Stellenwerts wissenschaftlicher Zeitschriften in den empirischen Wissenschaften bedeutet das unzureichende Vorhandensein sportwissenschaftlicher Zeitschriften zumindest im nationalen Raum einen erheblichen Wettbewerbsnachteil der Sportwissenschaft gegenüber anderen Disziplinen sowie der Sportwissenschaftlerinnen und Sportwissenschaftler gegenüber anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Beispiele für diesen Wettbewerbsnachteil sind die Besetzungen von Professuren in Fachbereichen mit empirischer Orientierung oder auch die Vergabe von öffentlichen Drittmitteln (z.B. von der DFG).

Sicher haben einige Sportwissenschaftlerinnen und Sportwissenschaftler diesen Wettbewerbsnachteil durch die Publikation ihrer Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften außerhalb der Sportwissenschaft oder im Ausland ausgleichen können. Selbstverständlich gibt es auch nicht unerhebliche Vorteile des Publizierens in diesen Zeitschriften außerhalb der Sportwissenschaft: Zum einen wird damit sportwissenschaftliche Forschung in andere Wissenschaftsgebiete getragen und zum anderen zeigt dies, dass diese Autoren hinsichtlich der Qualität ihrer Forschung auch außerhalb der Sportwissenschaft konkurrenzfähig sind. Aber: Dies führt zwar zur punktuellen Steigerung der Qualität, aber eben nicht zur *systematischen* Qualitätsverbesserung sportwissenschaftlicher Forschung.

Qualitätssteigerung durch Wettbewerb

Um letzteres zu erreichen, ist es dringend notwendig, dass ein zureichendes Angebot sportwissenschaftlicher Zeitschriften (!) vorliegt. Voraussetzung ist natürlich, dass dies von den potenziellen Autorinnen und Autoren sowie Lesern und natürlich Käufern angenommen wird. Dies kann aber von den Fachvertreterinnen und -vertretern und den Wissenschaftsorganisationen wesentlich unterstützt werden (wie dies am Beispiel der Arbeitsgemeinschaft für Sportpsychologie und ihrem Organ, der Zeitschrift „psychologie und sport“, deutlich wird).

Wissenschaft ist ganz wesentlich Wettbewerb der Ideen. Konsequenterweise – und dies ist in anderen (zumindest empirischen) Wissenschaften längst etabliert – muss es dann mehrere wissenschaftliche Zeitschriften geben, die

sich um die besten Beiträge bewerben. Nur dies sichert die systematische Verbesserung der Qualität.

Das Besondere wissenschaftlicher Zeitschriften

Natürlich ist zu fragen, was das Besondere wissenschaftlicher Zeitschriften ausmacht. Die führende Position vor allen anderen Publikationsorganen in den empirischen Wissenschaften ergibt sich zum einen aus der Einbindung der Zeitschriften in die Wissenschaftslandschaft, deren internen Organisationsmerkmalen und den Anforderungen, die an die Manuskripte gestellt werden.

Wissenschaftliche Zeitschriften sollten und werden in der Regel auch von einem Wissenschaftsverlag (je nach Vertrag als temporärer oder dauerhafter Eigentümer) und einer oder mehreren Wissenschaftsorganisationen getragen. Beispiele sind die psychologischen Zeitschriften des Göttinger Hogrefe-Verlages (z.B. die *Psychologische Rundschau*), die Organe der Deutschen Gesellschaft für Psychologie sind. Diese Kombination bietet die größten Chancen für Kontinuität und das Fortbestehen der Zeitschrift, auch über mehrere Jahrzehnte hinaus, jedenfalls wenn die Zeitschrift genügend Leser und Autoren findet. Selbst wenn der Verlag aufgegeben wird oder der Verlag die Zeitschrift nicht mehr verlegen will, kann immer noch die Wissenschaftsorganisation für einen anderen Verleger sorgen. Der Verlag trägt in der Regel das finanzielle Risiko und ist für die Herstellung und den Vertrieb verantwortlich.

In der Regel definieren die Wissenschaftsorganisationen die *grundsätzlichen* Anforderungen an diejenigen wissenschaftlichen Zeitschriften, die von den Wissenschaftsorganisationen mitgetragen werden. Die Deutsche Gesellschaft für Psychologie (DGPs) beispielsweise hat im Jahre 2001 verbindliche Kriterien für wissenschaftliche Zeitschriften formuliert. Nur Zeitschriften, die diese Kriterien erfüllen, können sich Organ der Deutschen Gesellschaft für Psychologie nennen. Dieser Organstatus wird zunächst nur für vier Jahre verliehen und kann dann um jeweils vier Jahre verlängert werden. Der Vorstand der DGPs prüft regelmäßig die Einhaltung der Kriterien. Es lohnt sich einen näheren Blick auf die Kriterien der DGPs zu werfen, weil es im wesentlichen die grundsätzlichen Anforderungen sind, die auch andere Fachgesellschaften an ihre Zeitschriften stellen und die sich im übrigen auch als gute Praxis bewährt haben. In Tabelle 1 sind alle Kriterien der DGPs aufgeführt.

Verlag und Wissenschaftsorganisation berufen im Einvernehmen den Geschäftsführenden Herausgeber und die weiteren Herausgeber. Ein zentraler Punkt in diesem Zusammenhang ist, dass Geschäftsführender Herausgeber und alle anderen Herausgeber nur auf Zeit berufen sind (Rotationsprinzip); üblich sind 4 oder 5 Jahre. Danach wird die Herausbergerschaft neu ausgeschrieben und es erfolgt eine Neubesetzung durch den Vorstand der Fachgesellschaft und den Verlag. Dies mag auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen, insbesondere wenn die Herausbergerschaft erfolgreich verläuft und allseits Zufriedenheit anzutreffen ist. Allerdings ist dieser generelle Wechsel Ausdruck des Gedankens, dass wissenschaftliche Zeitschriften nicht zu stark an bestimmte Personen geknüpft sein sollten, sondern an die Wissenschaftsorganisationen und den Verlag.

Tab. 1. *Kriterien der Deutschen Gesellschaft für Psychologie zur Vergabe des Organstatus für Fachzeitschriften (aus Psychologische Rundschau, 52, S. 111-112).*

Der Organstatus von Zeitschriften ist durch die kontinuierliche Erfüllung der nachfolgenden Kriterien definiert:
• Profilbildung, wie sie etwa in Editorials zum Ausdruck gebracht wird.
• Berufung von Herausgebern und Mitherausgebern in Kooperation zwischen Verleger und Vorstand der DGPs.
• Rotation von Herausgebern und Mitherausgebern in einem festgelegten Rhythmus
• Ausschreibung der Herausgeber- und Mitherausbergerschaft durch einen Aufruf zur Nomination durch den Vorstand der DGPs in der beantragenden Zeitschrift sowie in den Mitteilungen des Vorstands der DGPs.
• Durchführung eines Peer-Review-Verfahrens bei der Entscheidung über die Annahme/Ablehnung von Manuskripten.
• Tatsächliche oder nachgewiesene angestrebte Dokumentation der Zeitschrift nach dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Kommunikation in internationalen bibliographischen Diensten wie beispielsweise dem SSCI.

Der Geschäftsführende Herausgeber und die Mitherausgeber (je nach interner Organisationsform der Zeitschrift) treffen die Entscheidungen über die Auswahl der Beiträge, nicht aber der Verlag oder die Wissenschaftsorganisation. Das Editorial Board bzw. der wissenschaftlicher Beirat setzt sich aus Personen zusammen, die gebeten wurden, die Zeitschrift permanent zu unterstützen, z.B. durch Gutachten, Werbung, Hilfe bei strategischen Entscheidungen etc.

Systematisches Peer-Review

Die Entscheidung zur Beitragsauswahl wird durch Fachgutachter unterstützt, die Spezialisten in dem betreffenden Gebiet des Beitrags sein sollten und auch müssen, um eine faire Entscheidung über den Beitrag herbeizuführen. Wissenschaftliche Zeitschriften praktizieren dieses sogenannte Peer-Review-Verfahren bei jedem eingereichten Beitrag, außer der Beitrag enthält so gravierende formale bzw. inhaltliche Mängel, das er sofort vom entscheidenden Herausgeber (normalerweise vom Geschäftsführenden Herausgeber) abgelehnt wird. In der Regel werden mindestens zwei von einander unabhängige Gutachter um ein Urteil gebeten.

Die besondere Rolle, die wissenschaftlichen Zeitschriften zugeschrieben wird, erklärt sich über dieses systematisch durchgeführte Peer-Review-Verfahren. Anders als bei anderen Publikationen wie Monographien, Tagungsbänden etc. ist Autoren und Lesern einer wissenschaftlichen Zeitschrift durch dauernde Praxis bekannt, wie der Review-Prozess gehandhabt wird. Manchmal werden auch die Annahme- und Ablehnungsquoten publiziert (wie es beispielsweise die APA, die American Psychological Association, jährlich für ihre Zeitschriften praktiziert) und/oder das formale Vorgehen wird genau beschrieben (wie beispielsweise von der Zeitschrift „Sportwissenschaft“, 1999, Band 29, S. 271-272).

Insgesamt erhält die Zeitschrift über die Handhabung des Review-Prozesses ein Image, das Vertrauen der Leser und Autoren in die Qualität der Publikationen fördert, aber auch bei negativem Image hemmen kann.

Wir haben bereits am Beginn des Beitrags von einer kürzlich von uns durchgeführten Studie berichtet, in der Professorinnen und Professoren der Sportwissenschaft nach Produktivitätskriterien in der Wissenschaft befragt wurden. Wir baten auch um die Bewertung von Merkmalen des Peer-Review-Prozesses. In Tabelle 2 sind die Ergebnisse zu finden.

Tab. 2. *Bewertung von Qualitätskriterien von Peer-Review-Systemen, N = 74-76 Professorinnen und Professoren der Sportwissenschaft (je nach Item). Itemstamm: „Generell bewerte ich die folgenden Qualitätskriterien von Peer-Review-Systemen ...“. Antwortformat: (-5 = „nicht positiv“ bis 5 = „höchst positiv“). Angabe von Mittelwert M und Standardabweichung SD.*

Qualitätskriterien	M	SD
Entwicklungen einheitlicher Richtlinien für Reviews von Manuskripten	2.80	2.03
Erhöhung der Anzahl der Reviewer	0.24	2.67
Vorschläge des Autors bei Auswahl der Reviewer	-1.37	2.97
Aufhebung der Anonymität der Reviewer	-1.16	3.57
Generelles Doppelblindverfahren	2.97	2.65
Formales Einspruchsrecht des Autors	0.88	2.98

Es zeigt sich, dass ganz besonders (a) die Entwicklung einheitlicher Richtlinien gewünscht und (b) das Doppelblindverfahren favorisiert wird. Dazu gehört, dass die Professorinnen und Professoren im Mittel die Aufhebung der Anonymität der Gutachter ablehnen. Beides, (a) und (b), ist der Ausdruck des legitimen Anspruchs auf faire Behandlung im Begutachtungsprozess.

Einheitliche Richtlinien für das Peer-Review

Die Entwicklung einheitlicher Richtlinien ist über verschiedene Zeitschriften hinweg sehr schwer zu realisieren, so sie nicht grundsätzliche Fragen wie Einführung eines Peer-Review-Systems oder die Durchführung des Doppelblindverfahrens oder ähnliches betreffen. Dies trifft natürlich insbesondere in sehr heterogenen Wissenschaften wie der Sportwissenschaft zu. Hier werden sich die Ansprüche an die Manuskripte schon entlang der einzelnen Teildisziplinen sehr unterscheiden. Es ist zu bedenken, dass sich in den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen Standards der Sprache, der Darstellung und der Lösung von Forschungsproblemen entwickelt haben, die sich auch im jeweiligen Review-Prozess niederschlagen müssen. So wird ein Manuskript eines Biomechanikers, sein Sprachspiel, seine Herangehensweise ganz anderes sein als das Manuskript eines Sportpädagogen oder einer Sportpsychologin.

Es muss das Bestehen einer wissenschaftlichen Zeitschrift und deren Herausgeber sein, wenigstens innerhalb der Zeitschrift für einheitliche Richtlinien zu sorgen. Dieses lässt sich jedoch leichter schreiben als es durchführbar ist.

Für die Entwicklung einheitlicher Richtlinien in einer Zeitschrift sind natürlich die Herausgeber und insbesondere der Geschäftsführende Herausgeber verantwortlich. Standardisierte Vorgaben für die Gutachter können hilfreich sein, zum Beispiel bestimmte Aspekte wie Datenanalyse, Versuchsplanung etc. mit Noten oder ähnlichen Ratings zu bewerten. Dieses Vorgehen fördert, dass die

Gutachter die angesprochenen Teilbereiche auch tatsächlich in die Bewertung einbeziehen. Diese standardisierten Vorgaben ersetzen aber in keinem Fall das freie Gutachten, in dem der Reviewer den Beitrag bewertet.

Auf jeden Fall sollten die Gutachter die Ansprüche, das allgemeine wissenschaftliche Niveau und das Profil der wissenschaftlichen Zeitschrift kennen, für die sie gutachten. Letztlich ist es der Geschäftsführende Herausgeber bzw. der mit der Betreuung eines Manuskripts betraute Herausgeber, der den Begutachtungsprozess steuert und auch die Entscheidungen trifft. Diese Entscheidungen betreffen natürlich nicht nur Annahme und Ablehnung eines Manuskripts, sondern – ganz entscheidend – die Auswahl der Gutachter. Mit der Auswahl der richtigen, passenden Gutachter steht und fällt der gesamte Begutachtungsprozess. Dazu bedarf es der genauen Kenntnis der verschiedenen Teilgebiete eines Faches und der Kolleginnen und Kollegen und ihrer spezifischen (!) Arbeitsfelder sowie natürlich auch der Kenntnis über die Bereitschaft der Gutachter, sich intensiv mit einem Manuskript auseinander zu setzen und einen nicht unerheblichen Teil der Arbeitszeit zu opfern. Gutachter müssen Spezialisten in dem Gebiet des Beitrags sein. Daher wird man nur beschränkt auf das Editorial Board zurückgreifen können und ist auf zahlreiche externe Gutachter angewiesen. Die „psychologie und sport“ mit in der Regel drei Beiträgen pro Heft (= ca. 12 Beiträge im Jahr) hat beispielsweise im Jahre 2001 fast 40 verschiedene externe Gutachter benötigt (die sich u.a. aus der Sportpsychologie, der Psychologie und den weiteren Feldern der Sportwissenschaft rekrutierten).

Es steigert nicht gerade das Vertrauen des Autors in die Qualität des Begutachtungsprozesses und die Qualität der Zeitschrift, wenn das Gutachten offensichtlich von einem zwar grundsätzlich verständigen und bemühten, aber nicht spezialisierten Gutachter bewertet wird. Ein Gutachten, das mit den Worten beginnt: „Ich bin zwar kein Spezialist in dieser Fragestellung, aber fand den Beitrag uninteressant. Er sollte deshalb abgelehnt werden.“ führt nicht dazu, dass der Autor ein zweites Mal seine hart erarbeiteten Daten diesem Journal präsentieren wird.

Wichtig ist herauszuheben: Nicht die Gutachter entscheiden letztlich, ob der Beitrag angenommen oder abgelehnt wird bzw. wie er revidiert werden soll, sondern der Herausgeber. Die Gutachter sind in diesem Entscheidungsprozess unverzichtbar, aber letztlich muss der Herausgeber auch die Argumente der Gutachter und die Qualität der Gutachten bewerten und muss dies auch den Gutachtern und den Autoren in geeigneter Weise kommunizieren. Erst dies macht es grundsätzlich möglich, an der Entwicklung von Standards einer Zeitschrift erfolgreich zu arbeiten.

Und schließlich ist es unverzichtbar, dass zum einen der Autor die Gutachten nicht nur auszugsweise, sondern vollständig erhält sowie einen ausführlichen Herausgeberbrief mit den entsprechenden Begründungen. Dies ist insbesondere bei Ablehnungen und gravierenden Revisionen notwendig. Zum anderen sollten die beteiligten Gutachter alle Gutachten bzgl. des betreffenden Beitrags und den Herausgeberbrief erhalten. Damit erhalten auch die Gutachter eine Rückmeldung über ihr Gutachten.

Doppelblindverfahren im Peer-Review-Prozess

Das Doppelblindverfahren im Peer-Review-Prozess – den Gutachtern wird nicht der Name des Autors bekannt gemacht, der Autor kennt nicht die Namen der Gutachter und die Gutachter kennen nicht die Namen der anderen Gutachter – wird als generelles Verfahren von vielen wissenschaftlichen Zeitschriften (wie z.B. der „psychologie und sport“) angewandt, allerdings auch nicht von allen Zeitschriften. Dieses Verfahren besitzt – wie auch Tabelle 2 zeigt – eine hohe Akzeptanz. Es verspricht im Vergleich zu anderen denkbaren Verfahren die größte Fairness.

Gegen das Doppelblindverfahren wird häufig ins Feld geführt, dass in kleinen Fächern sich die Anonymität selbst aufhebt, weil bekannt sei, welcher Autor sich mit welchem Gebiet beschäftigt. Auch wenn natürlich sich manchmal ein Autor durch übermäßige Selbstzitation offenbart, unsere Erfahrungen mit der „psychologie und sport“ sprechen grundsätzlich nicht dafür. Dies mag für die „psychologie und sport“ u.a. daran liegen, dass sehr häufig auch Gutachter aus der Psychologie herangezogen werden und erfreulicherweise in der „psychologie und sport“ häufig Nachwuchsautoren ihre Beiträge platzieren. Aber auch wenn der Gutachter Hypothesen über den Autor entwickeln mag, eine mehr oder weniger große Restunsicherheit bleibt und er weiß letztlich doch nicht, wer den Beitrag geschrieben hat.

Fazit: Wettbewerb der Zeitschriften

Natürlich zeichnen wir hier ein positives Bild des Review-Prozesses in einer wissenschaftlichen Zeitschrift und verstehen unseren Beitrag auch geradezu als Plädoyer für das Publizieren in wissenschaftlichen Zeitschriften. Unsere Ansicht ist, dass ein *systematisches* konsequentes Peer Review – am besten im Doppelblindverfahren – zur Qualitätsverbesserung der Beiträge in einer Zeitschrift (z.B. wurde bisher kein Beitrag in der „psychologie und sport“ ohne nicht unwesentliche Überarbeitungen gedruckt) und darüber hinaus mittel- und langfristig zur Qualitätsverbesserung der betreffenden Wissenschaft beiträgt.

Natürlich sind Fehler und Irrtümer nicht auszuschließen. Es hat in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von empirischen Studien zum Review-Prozess und seiner Effektivität gegeben. Diese Studien zeichnen ein nicht nur positives Bild. Beispielsweise wurden in der Studie von Peters und Deci (1982) bereits in Journals publizierte Studien unter anderem Namen in anderen wissenschaftlichen Zeitschriften zur Publikation eingereicht. Nur der deutlich kleinere Anteil der Reviewer und Herausgeber identifizierten, dass die Manuskripte schon publiziert waren.

Diese und andere sehr ernstzunehmenden Ergebnisse anderer Studien sollten in jedem Fall Ansporn sein, Fehler zu minimieren, sollten aber nicht dazu führen, eine Politik des „laissez-faire“ in der Publikation von Beiträgen zu bevorzugen. Ganz wesentliche Möglichkeiten der Fehlerminimierung haben wir bereits aufge-

führt wie bspw. die exakte Passung der Gutachter mit dem Thema und die Bewertung der Gutachten selbst durch den Herausgeber.

Es sollte jedem, ob nun Herausgeber, Autor, Gutachter und Leser deutlich sein, dass am Ende der Begutachtung kein allgemeingültiges, über jeden Zweifel erhabenes Urteil über den Beitrag gesprochen wird. Einer der bekanntesten Psychologen der Gegenwart und früherer Herausgeber des hochrangigen „Psychological Bulletin“, der US-Amerikaner Robert J. Sternberg, schreibt dazu

„... even if one journal flatly rejects your article, another may love it. I'm not alone in having been brutally rejected by one journal, only to be welcomed with open arms by another“ (1994, S. 180).

Dieses ist aber natürlich nur möglich, wenn es verschiedene konkurrierende Zeitschriften gibt, die sich um die besten Manuskripte bemühen müssen. Dieser Wettbewerb zwischen Zeitschriften führt genau dazu, dass die wissenschaftlichen Zeitschriften und die Herausgeber über das Interesse der grundsätzlichen Qualitätsverbesserung eines Beitrags hinaus ein Interesse an der Verbesserung des Review-Prozesses haben müssen.

Wissenschaft ist – wie oben schon erwähnt – der Wettbewerb von Ideen, aber auch der Wettbewerb von Zeitschriften, zumindest in den empirischen Disziplinen.

Und es bedarf zur Förderung wissenschaftlicher Zeitschriften und des Peer-Review natürlich wettbewerbsorientierte Autorinnen und Autoren, die die mögliche Ablehnung ihres Beitrags in einer Zeitschrift nicht als Gefahr ansehen, sondern als Herausforderung:

„To do creative work, you must take risks, and to take risks, you must occasionally fail. Much more important than whether you fail (and everyone does sometimes) is how you handle the failure and learn from your mistakes“ (Sternberg, 1994, S. 180).

Literatur

- Montada, L., Krampen, G. & Burkard, P. (1999). Persönliche und soziale Orientierungslagen von Hochschullehrern/innen der Psychologie zu Evaluationskriterien über eigene berufliche Leistungen. *Psychologische Rundschau*, 50, 69-89.
- Peters, D.P. & Deci, S.J. (1982). Peer-review practices of psychological journals: The fate of published articles, submitted again. *The Behavioral and Brain Sciences*, 5, 187-255.
- Sternberg, R.J. (1994). *The psychologists companion*. Cambridge, MA: University Press.
- Tietjens, M. & Strauß, B. (2001). Produktivitätskriterien in der Sportwissenschaft: Erste Ergebnisse einer Befragung deutscher Hochschullehrerinnen und -lehrer. *dvs-Informationen*, 16 (4), 17-20.

Prof. Dr. Bernd Strauß
Dr. Maïke Tietjens
Universität Münster
FB 07 – Institut für Sportwissenschaft
Horstmarer Landweg 62b
48149 Münster
eMail: bstrauss@uni-muenster.de
eMail: tietjens@uni-muenster.de

